

1.

Es reichte nicht, von Zuhause ausziehen: Ich musste auch noch das Land verlassen, um mich weit genug von ihr zu entfernen. Sobald ich genügend Geld zusammengekratzt hatte, bestieg ich ein Flugzeug nach London, mit der Adresse eines Freundes von irgendwem, den ich in der Limbo Lounge kennengelernt hatte; wenige Monate später überquerte ich den Ärmelkanal und trampte über den Kontinent und die schwer bewachte DDR-Transitstrecke nach West-Berlin. In Erwartung des bevorstehenden Winters hüllte sich die Stadt in Dunkelheit; schon hingen die Wolken schwer und tief und der rußige Geruch von Kohlenstaub in der feuchten Kälte ätzte scharf in meinen Lungen.

Ich fand einen Putzjob in einem heruntergekommenen Museum, das die Methoden dokumentierte, mit denen Menschen es geschafft hatten, durch den Eisernen Vorhang zu flüchten. Ich zog mein Taschenwörterbuch heraus, um die Erklärungen der Exponate zu verstehen, während ich den Staubsauger über die ausgetretenen Teppiche hin und her schob: Taucher, die mit Düsenantrieb durchkamen; ganze Familien, die in riesigen selbstgenähten Ballons über die Grenze schwebten; eingebaute Verstecke in den Kofferräumen winziger Autos, deren Federung nachjustiert worden war, um das Gewicht eines blinden Passagiers zu kaschieren. Bei Sonnenaufgang stand ich manchmal an einem kleinen Fenster im Treppenhaus und blickte hinunter auf die Militärfahrzeuge, die den Checkpoint Charlie passierten. Es gab dort eine Frau, die für das alliierte Personal eine kleine Würstchenbude betrieb, und ich sah sie jeden Morgen den Stand öffnen: Mit nackten Beinen, trotz der Kälte nur in einen dünnen Baumwollkittel gekleidet, schüttete sie mit re-

solutem Schwung das dampfende Abwaschwasser ihres Blechimers am Straßenrand aus.

Als ich Micha das erste Mal sah, war ich bereits zwei Jahre im Museum, hatte Plexiglasvitrinen abgestaubt, Toiletten geschrubbt und den Fußboden der Cafeteria mit einer ohrenbetäubenden Maschine poliert, deren rotierende Scheibe sie hartnäckig zu einer Seite hinüberzertrte. Warum ich in Berlin geblieben war, konnte ich nicht sagen. Ich befand mich in einem Schwebезustand, litt wahrscheinlich unter Heimweh, doch wegzugehen kam irgendwie nicht in Frage. Ich hatte eine billige Wohnung mit Ofenheizung, Toilette auf halber Treppe, und im ersten Winter waren prompt die Wasserrohre eingefroren und geplatzt, sodass sich schwarze Schimmelwolken auf den kalten, feuchten Wänden ausbreiteten. Ein Anruf nach New York war unfassbar teuer, Briefe benötigten zwei Wochen. Berlin war eine ganz eigene Variante von Nirgendwo; ich hatte meinen Platz unter den Außenseitern und Ausreißern der Stadt gefunden und hing, wie alle anderen auch, im Kumpelnest und in der O-Bar herum. Ich redete mir ein, geblieben zu sein, um abseits des Kunstmarkts arbeiten zu können, in Wirklichkeit versteckte ich mich vor etwas, aber das war mir damals nicht bewusst.

Es war zehn vor neun am Morgen und schon bildete sich draußen eine Menschenglange; als ich die Tür aufschloss, kam jemand mit Brille auf mich zu und fragte, ob er in die Buchhandlung dürfe, ohne Eintritt zu bezahlen. Er hatte zwei kleine Jungs dabei, die von beiden Seiten an seinem Mantel zerrten. Ich deutete ihm mit einer Bewegung an, mir zu einer kleinen Schranke zu folgen; er zeigte linksich auf die Exponate und lachte.

– Ganz schön gruselig, oder?

Er stellte sich vor. Sein Name war Micha, er hatte im Hauptfach Politikwissenschaft studiert und war gerade dabei, sich als freiberuflicher Journalist zu etablieren. Er kümmerte sich an dem Tag um die Kinder eines Freundes. Die Jungs begannen an den Ärmeln seines Mantels zu ziehen, und er hockte sich nieder, um mit ihnen auf Augenhöhe zu sprechen. Der Junge mit dem sandfarbenen Haar flüsterte ihm etwas ins Ohr; er legte dabei seine Hände schützend um den Mund und beobachtete mich aus den Augenwinkeln. Als ich sagte, ich müsse an meine Arbeit zurück, richtete sich Micha auf, doch die Jungen hingen an seinen Ärmeln und hielten ihn fest. Die Brille war ihm von der Nase gerutscht, ich schob sie ihm sanft wieder hoch und wollte gehen.

– Hey, warte mal.

Er wand sich aus dem Zugriff der Jungen, suchte in seinen Manteltaschen und fand schließlich einen Kugelschreiber und ein kleines Stück Papier, auf das er Namen und Telefonnummer kritzelte. Etwas war in seinem Blick, als er sich verabschiedete, in der Art, wie er sich umdrehte und lächelte. Es blieb mir im Kopf und ließ mich nicht los, bis ich endlich den Zettel, den ich zwei Wochen lang geistesabwesend befangert und zusammengerollt und fast bis zur Unkenntlichkeit zerknittert hatte, entfaltete und anrief. Bald darauf begann Micha mitten am Nachmittag mit einer Tüte frischem Fisch und einem Bund Petersilie in der Hand aufzutauchen. Lass dich nicht stören, sagte er, ich setze mich einfach in die Küche und lese. Ich küsste ihn auf die Wange, schloss die Ateliertür hinter mir und versuchte eine Stunde oder zwei in meine Malerei zurückzufinden, bis ich schließlich die Hände an einem Lappen abwischte und zu ihm in die Küche ging.

Wie viele Jahre lebe ich schon in Berlin, fünfzehn? Jetzt, unterwegs zu dem alten Haus und zu ihr, sitze ich in einem rat-

ternden Bus, mein Koffer schlägt mir gegen das Bein und ich denke an Micha, wie er im Halbschlaf stöhnt und sich in die Bettdecke wickelt; ich denke an die feine Arabeske in seinem Ohr, an die kleine, verschnörkelte Vene, die an seiner Schläfe pocht, und sehe mich in den ersten Monaten an seiner Seite, wie ich mir mit dem Finger einen Weg durch die Konstellation von Muttermalen auf seinem Rücken bahnte und das Auf und Ab seiner Atmung beobachtete, den unruhigen Schlaf dieses Lebens an meiner Seite – eines Lebens, von dem ich fast nichts wusste und dessen Ranken sich bereits auf so subtile Weise mit meinen verschlangen, dass ich kaum bemerkte, wie rasch es passierte.

Als die Mauer fiel, lebten wir schon drei Jahre zusammen. Die Situation war ohnegleichen: Buchstäblich über Nacht war ein politisches System durch ein anderes ersetzt worden, die Veränderungen brachen über uns herein wie Flutwellen. Berlin hatte uns erlaubt, in einer Zeitkapsel zu leben, uns länger als anderswo möglich vor der Realität zu verstecken. Auch wenn die Pinsel festgefroren in einem Eimer voller Eis steckten, weil der Kohleofen über Nacht ausgegangen war, auch wenn ich in einem öffentlichen Schwimmbad duschen musste – dieses Leben hatte mir die Freiheit geboten, meine ganze Zeit im Atelier zu verbringen. Und als in den leeren Ladenlokalen des einstigen sowjetischen Sektors eine neue Kunstszene aufkeimte, schien es vernünftig, zu bleiben. Aber vielleicht war es auch unmöglich geworden wegzugehen. Wir waren Kinder Berlins, in gewisser Weise immer noch Ausreißer, und vielleicht war das der Grund, warum Micha und ich uns nicht vorstellen konnten, anderswo zu leben, weshalb ich den Gedanken an eine Rückkehr nach New York verwarf und blieb.

Wenn ich daran denke, wie schlecht die Dinge zwischen Micha und mir geworden sind. Ich schaue aus dem Busfenster: Styl-o-Pedic Shoes, Dunkin' Donuts – alles auf Staten Island fühlt sich so trostlos vertraut an, aber auch transformiert, wie eine Nachbildung seiner selbst, zusammengesetzt nach meiner ungenauen Beschreibung. Vor mir sehe ich eine Reihe von Einkaufszentren und ich versuche mich zu erinnern, was früher dort war: Grants, Masters, eine Food Farm mit elektrischen Reittieren zu beiden Seiten der Türen, die sich automatisch öffneten, wenn man den Fuß auf die Gummimatte setzte. Es ist wie eine Halluzination: Ich sehe einen Elefanten, ein Pferd und dann meine Mutter, die mir den Weg versperrt, das Gesicht zu einer wütenden Grimasse verzogen, ihr nächster Schritt unmöglich vorauszu sehen. Der Bus hält bei Rot, und während meine Erinnerung die Szenerie draußen in einem perfekten Palimpsest überblendet, erahne ich eine Parallelwelt, die sich in Kleinigkeiten erkennen lässt, in minimalen Störungen der Wirklichkeit, und plötzlich sehe ich mich auf dem Beifahrersitz des alten Ford sitzen, mein Vater am Lenkrad. Es ist ein alter Albtraum: Wir befinden uns auf dem Parkplatz vor dem Kmart und fahren zum Hylan Boulevard; ich sehe den Maschendrahtzaun, an dem ausrangierte Einkaufswagen herumstehen, und mir wird klar, dass mein Vater auf die falsche Ausfahrt zusteuert. Wir kommen immer näher, der Wagen fährt viel zu schnell, aber er ist eingeschlafen, seine Hände immer noch um das Lenkrad geklammert, und jetzt ist es zu spät, um rechts rauszufahren. Ich packe das Lenkrad, versuche mich daran zu erinnern, welches Pedal die Bremse ist, aber meine Beine sind zu kurz, ich kann sie nicht erreichen. Ich ziehe und ziehe am Lenkrad; mein Vater sackt vornüber, seine Arme fallen schlaff zur Seite, während das Auto in den Verkehr und auf den Mittelstreifen zurast.

– Lass dich nicht von dem Haus verschlucken, ja?

Micha sah mir mit strengem Blick zu, wie ich mich auf den Hartschalenkoffer setzte und die Verschlüsse zudrückte. Ich war dabei, die letzten Sachen für den Morgenflug nach New York einzupacken. Ich hob den Koffer auf die Badezimmerwaage.

– Wie schwer ist er? Wenn ich das Limit überschreite, werden sie mich am Flughafen zwingen, das ganze Zeug umzupacken.

– Alles gut. Ich meine nur, pass auf, dass du da rechtzeitig rauskommst.

Micha versuchte, mich vorzubereiten – ist das wirklich erst gestern gewesen? –, aber man konnte sich nicht wirklich darauf vorbereiten. Ich überprüfte mehrmals, ob ich Flugticket und Pass griffbereit hatte, die Arbeiten für die Ausstellung hatte ich eingepackt, die Kataloge, Fotos und Rahmen in Luftpolsterfolie gewickelt, doch die sprunghaften Bewegungen der Erinnerungen und Gefühle, die eine Rückkehr jedes Mal auslöst, waren nicht vorherzusehen. Und jetzt bin ich hier, habe das Haus noch nicht einmal erreicht, und schon sind sie da: Glänzend und flink flitzen sie umher wie Silberfische und verschwinden augenblicklich, wenn ich sie zu fassen versuche.

Der Koffer knallt gegen mein Knie, von draußen ertönt wildes Hupen: Die Ampel schaltet auf Grün. Als der Bus ruckartig anfährt, erblicke ich einen orangefarbenen Streifen, der den Abendhimmel glühen lässt, und plötzlich scheint es, als könnten die Dinge um mich herum jeden Moment durch die Partikel dieser Welt hindurchschlüpfen und in eine andere hinübergleiten. Was, wenn der Fahrer das Lenkrad herumrisse, zu plötzlich, als dass der entgegenkommende Wagen noch ausweichen könnte? Wie schnell wäre dieses Leben vorbei, frage ich mich, oder verlangsamten sich die letzten Sekunden etwa, teilen und unterteilen sie sich in immer winzigere Einheiten,

bewegen sie sich in einer Art Parabelkurve näher und näher auf den Tod zu, bis die Seele in der Zeit zu schweben beginnt, auf ewig festgehalten in diesem Augenblick.

– Vergiss nicht, dass du wieder weggehen kannst.

Micha nahm mein Gesicht in seine Hände. Sie können dich nicht dortbehalten, du hast es geschafft wegzukommen, sie können dich nicht gefangen halten: Sätze, als presste Micha sie mir in die Handteller wie Talismane, um die er meine Finger bog. Ich versuchte zu lächeln, rollte den Koffer in die Küche und parkte ihn an der Tür. Ich verstand zwar schon einiges, doch immer dann, wenn es darauf ankam, verstand ich nichts mehr. Ich hatte keine Ahnung, wie das vor sich ging. Etwas an der Art, wie sie mich ansah, ließ mein Denken gefrieren und löste eine sofortige Amnesie aus. Ich hatte versucht, es Micha zu erklären, aber es war schwer, Worte zu finden, die sich nah genug heranwagten und nicht von der Leerstelle aufgesogen wurden, die sich jedes Mal auftat, wenn ich in der Nähe meiner Mutter war.

Tysens Lane nähert sich, und ich gebe dem Fahrer das Zeichen zum Anhalten. In den zehn Jahren seit dem Tod meines Vaters, bei allen Fahrten nach Staten Island, in diesem Bus, der für mich immer der 103er sein wird, obwohl er seit Jahren eine andere Nummer trägt, überkommt mich eine ängstliche Vorahnung, wenn ich vor dem Burger King, in dem ich mit fünfzehn gearbeitet habe, aussteige und die Straße hinuntergehe bis zu der kleinen Reihe Ziegelhäuser, an der ich rechts abbiege und aus einem uralten Bosheitsimpuls heraus über den schmalen Streifen von Tobiassens Rasen zum Haus hinüberlaufe. Langsam steige ich die drei Stufen hoch, auf denen ich bibbernd in meinem nassen Badeanzug gesessen und zugesehen habe, wie sich meine Fußabdrücke auf dem Beton ausbreiteten,

und drücke den Klingelknopf. Eine dünne Stimme, schon außer Atem, ruft von irgendwoher drinnen und eine schwierige Reise beginnt, die sie in einem erstaunlichen Tempo und mit einem heftigen Aufstampfen der Fersen zurücklegt, wobei der große Zeh eine seltsam zierliche Haltung einnimmt, auf eine Anmut verweist, die zu weit in der Vergangenheit liegt, als dass sie mehr als diese Spur hinterlassen hätte.

Ich beuge mich hinab, um sie zu küssen; ich überquere den rosa Plüschteppich, den sie sich mit dem Geld aus der Lebensversicherung meines Vaters gekauft hat, gehe vorbei an der rosa- und goldfarbenen Schmetterlingslampe und der rosa- und goldfarbenen Couch und stelle meinen Koffer ab.

– Ich habe Ravioli und Tomatensauce in der Tiefkühltruhe, Schatz – soll ich sie in die Mikrowelle schieben?

– Schon gut, Ma. Ich mach mir später was.

– Aber es ist schon fertig, ich muss es nur aufwärmen ...

– Ich habe keinen Hunger, Ma.

Ich setze mich auf die Couch und spüre, wie ich fast auf den Fußboden sinke; ich werde von einer Art rosa Wal umschlungen, die Couch zieht mich hinunter, und als ich damit kämpfe, wieder an die Oberfläche zu gelangen, und in der Couch nach etwas Festem suche, das mir Halt gibt, taucht meine Hand in eine Spalte zwischen zwei Polsterkissen und berührt etwas, das sich vertraut anfühlt. Instinktiv ziehe ich sie zurück, aber meine Finger haben den Gegenstand schon als die Zellophanhülle einer Scheibe Schmelzkäse identifiziert, inmitten des losen Gewirrs dünner, fettiger Salami rinden; ein Geheimversteck, das nie wirklich geheim war, eines der uralten Depots für den Abfall der nächtlichen Mahlzeiten meiner Mutter.

– Schön, dass du wieder da bist. Ich schau in die Kühltruhe, vielleicht hab ich irgendwo noch ein paar Hühnerfilets.



Ich stemme mich aus der Couch und gehe in die Küche; ich setze mich an einen Tisch, den ich nicht kenne. Ich frage mich, ob es hier noch irgendetwas von früher gibt: ein Möbelstück, einen Schranktürknauf, der die Zeit überdauert hat. Alles ist neu oder anders; jeder einzelne Gegenstand wurde durch einen gleichartigen ersetzt: eine Couch durch eine Couch, eine Lampe durch eine Lampe, ein Teppich durch einen Teppich, ein immenses Umtauschverfahren der stummen, leblosen Zeugen der täglichen Existenz meiner Mutter.

– Na, wie findest du die Alte?

– Du siehst großartig aus, Ma.

– Zweiundzwanzig Pfund abgenommen. Ich versuche, nicht zu viel Junkfood rumliegen zu haben, sonst kann ich mich einfach nicht beherrschen.

Sie lacht, aber in ihren Augen blitzt Rache auf, eine Entschlossenheit mitzuhalten. Sie trägt Make-up, hat sich mit ihrem Aussehen Mühe gegeben und will, dass ich es sehe. Und obwohl hundert Pfund schwerer und fast fünfzig Jahre älter, ist sie immer noch die unheimliche Wiederbelebung eines Geistes, der das Haus bewohnt hat, seit ich mich erinnern kann: ein Gespenst, das mit frechen dunklen Augen lächelte und ein Brautkleid trug, das für eine Figur geschneidert worden war, die keine ihrer Töchter je hatte, nicht einmal mit achtzehn. Sie ist schön. Mein Vater steht neben ihr, eine Hand an ihrem Ellbogen, die andere sanft um ihre Taille gelegt, und er lächelt in einer Pose, die so natürlich wirkt und gleichzeitig so sehr der Nachwelt gilt, dass diese Grazie nicht nur dem Arrangement des Fotografen zu verdanken sein kann. Sie sehen glücklich aus. Dieses Foto bleibt; aus fast allen anderen hat sie sich herausgeschnitten, sich buchstäblich mit der Schere entfernt, eine quadratische Ecke aus einer Familienszene geschnippelt, ein längs geteiltes und dann wieder zusammengesetztes Fo-

to, merkwürdig verkürzt, oder eine Hälfte einfach abgerissen, komplett verschwunden. Manchmal, selten, bleibt eine Hand zurück oder der schmale Rand eines immensen Körpers, der hinter dem alten Küchentisch sitzt, und anhand eines winzigen Details erinnere ich mich an den Stoff ihres Kleides, anhand einer einzigen amöbenhaften Paisley-Form, eines Polka-Dots, und dann taucht wieder das ganze Bild vor meinen Augen auf, und ich kann den Hackbraten im Backofen riechen, oder Würstchen, die auf dem Herd in der Pfanne brutzeln, und ich erinnere mich an den Zwiebelgeruch ihrer Hand und das scharfe Brennen einer plötzlichen, harten Ohrfeige im Gesicht.

Das Foto meiner Eltern hängt in einem Ensemble von Hochzeitsfotos meiner Schwestern Lillie und Delphine, alle sorgfältig gerahmt, und inmitten dieser strahlenden Jungfrauen in Weiß zieht es meine Aufmerksamkeit unweigerlich zu meiner Mutter: eine Braut unter Bräuten, eine leuchtende, über alles herrschende Königin in einer unheimlichen Aufhebung einer Generation gelebten Lebens hier an der Wohnzimmerwand. Sie hat alles andere weggeworfen. Ein paar Überbleibsel habe ich gerettet: einen kleinen Stoß alter Fotos, zwei der Woolworth-Tassen meiner Großmutter, den Lederkoffer, mit dem sie jedes Jahr reiste, wenn sie meine Tante und meinen Onkel in New Mexico besuchte. Der Rest ist verschlungen worden.